



EMMA CARROLL

DRACULA  
& TÖCHTER



*Aus dem Englischen von  
Fabienne Pfeiffer*

**CARLSEN**



*Zum Gedenken an Marcus Sedgwick,  
dessen Vampire diese Geschichte inspiriert haben*

## **TEMSTOWN TRIBUNE**

### **Unerwartet und unheimlich**

Temstown betrauert den ebenso unerwarteten wie unheimlichen Tod von Theaterlands populärster Darstellerin: Während der gestrigen Matinee im Lyceum-Theater ist die erst 22-jährige Miss Elsie Irving mitten auf der Bühne leblos zusammengebrochen. Entsetzte Zuschauer berichteten anschließend, exakt im Moment ihres Todes sei im gesamten Gebäude die Gasbeleuchtung ausgefallen. Der sichtlich erschütterte Theaterdirektor Bram Stoker stand für einen Kommentar nicht zur Verfügung. Zunftmeister Mr Helsing versicherte derweil, es gebe keinerlei Hinweise darauf, dass die Epidemie für Miss Irvings vorzeitiges Ableben verantwortlich war.



**E**s ist November, Mitternacht: der perfekte Zeitpunkt, um eine Leiche zu stehlen. Kein Stern zeigt sich, der Mond ist nicht zu sehen, nur das Prasseln des kalten, senkrecht fallenden Regens begleitet mich durch die engen, gewundenen Gassen bis hinunter zum Fluss. Ich bin angespannt wie eine Wildkatze. Jeder Laut, jedes Geräusch lässt mein Herz schneller schlagen. Das Letzte, was ich jetzt brauche, ist irgendein Nachtwächter, der sich an meine Fersen heftet. Grabräuberei ist eine riskante Angelegenheit, vor allem, wenn es um die sterblichen Überreste von Elsie Irving geht. Aber ich habe eine Rechnung mit jemandem zu begleichen, und da ist die berühmteste Leiche von Temstown gerade gut genug.

Am Ende der Straße liegt der Fluss. So weit, so gut. Der Fährmann wartet in seinem Ruderboot an der vereinbarten Anlegestelle, bereit, mich übers Wasser ans andere Ufer zu schippern. Ich habe ihm nicht im Detail verraten, was ich vorhabe, aber es gibt nur einen Grund, den Fluss zu überqueren, und das ist die Nördliche Nekropolis – der Friedhof, auf dem

Temstown seine Toten begräbt. Der mächtige, mäandernde, manchmal stinkende Fluss bildet die Grenze zwischen den Lebenden und den Toten. Gut für unsere Sicherheit: Vampire wagen sich niemals über fließende Gewässer.

Der Fährmann, der heute Abend im Dienst ist, nickt mir zu und spuckt einen Batzen halb gekauten Knoblauch aus. Er landet geräuschvoll direkt neben meinen Füßen.

»Abend, Mister«, grüße ich.

Auch ich habe den ganzen Tag lang Knoblauch gegessen, getrunken und gekaut. Nicht, dass ich damit rechne, einem Vampir zu begegnen – die letzte Epidemie liegt zwanzig Jahre zurück. Trotzdem bleiben die Schutzrituale ein fester Bestandteil unseres Lebens: Knoblauch, Salz, Silber – jeden Tag sollen wir all das nutzen, auch wenn die Leute über den Salzpreis stöhnen oder darüber, wie satt sie den ganzen Knoblauch haben. In Temstown hat Mr Montague Helsing das Sagen. Seine beachtlichen Leistungen als Vampirjäger während der letzten Epidemie haben ihm den Titel des Zunftmeisters eingebracht. Er hat die Gesetze gemacht, die in letzter Zeit auf immer weniger Begeisterung stoßen. Es ist nicht leicht, die Angst vor etwas aufrechtzuerhalten, das schon so lange nicht mehr da ist.

Trotzdem bin ich auf der Hut. Die Nördliche Nekropolis ist ein trostloser Ort: Falls sich irgendwo in unserer Stadt noch Untote herumtreiben, dann dort. Bei Tageslicht dürfen nur Bestatter und trauernde Angehörige den Friedhof betreten – und das auch nur, wenn sie die richtigen Papiere haben und über die Brücke der Erlösung kommen, wo die einzige Straße

über den Fluss führt. Nach Einbruch der Dunkelheit ist die komplette Nekropolis tabu. Die Nachtwächter, die dort patrouillieren, sind für ihre Skrupellosigkeit berüchtigt: Angeblich sperren sie jeden Eindringling, den sie erwischen, prompt ein und werfen den Schlüssel fort.

Unser Plan ist also riskant. Viel lieber würde ich jetzt zu Hause neben meiner schnarchenden kleinen Schwester im Bett liegen. Allerdings ist irgendwann das Maß voll, was gebrochene Versprechen und unbezahlte Löhne angeht, und genau an dem Punkt befinden sich mein Kumpel Varney und ich. Wir sind bei einem Doktor angestellt und haben das Problem mehrmals angesprochen. Wir haben gebettelt und gefleht. Okay, das Reden habe meistens ich übernommen – Varney ist eher der stille Unterstützertyp. Aber nachdem der Doktor uns zum x-ten Mal verscheucht hatte wie Wespen bei einem Sommerpicknick, war Varney einverstanden, den Worten Taten folgen zu lassen. Auch wenn er zuerst Zweifel hatte, dass meine Idee funktionieren würde.

»Eine Leiche? Ist das nicht ein bisschen *drastisch*?«, hat er geantwortet, als ich den Vorschlag bei unseren mittäglichen Käsesandwiches in den Raum gestellt habe. »Was, wenn wir –«

»Einen Vampir ausgraben?« Ich hatte schon damit gerechnet, dass er das sagen würde. Er ist in allem vorsichtiger als ich: Sein Lieblingskäse ist milder Cheddar, meiner dagegen ein kräftiger Stilton, und ich würde sagen, das verrät schon eine ganze Menge.

»Kein einziger Vampir in zwanzig Jahren – und dann taucht ausgerechnet für uns einer auf?«, habe ich dagegen-

gehalten. »Ich bitte dich, V, wie wahrscheinlich ist das denn?« Dabei war mir ganz kurz doch ein Schauer über den Rücken gelaufen.

Immerhin war Elsie Irvings Tod tatsächlich rätselhaft, wenn man den Zeitungsberichten glauben darf – es bestand also doch ein gewisses Risiko, dass sie zur Vampirin geworden sein könnte. Allerdings ist sie mit größter Sorgfalt bestattet worden: mit dem Gesicht nach unten in einem knoblauchgefüllten Sarg. Die Chancen stehen also gut, dass nichts dergleichen passiert ist. Realistisch betrachtet ist die Gefahr, dass wir geschnappt werden, viel größer, und das würde meinen Traum, als erste Frau in Temstowen einen Dokortitel zu führen, auf einen Schlag zunichtemachen – eine schreckliche Vorstellung! Doch Elsie Irvings Leiche ist unsere einzige Möglichkeit, uns bei Dr. Polidori Gehör zu verschaffen. Unser letztes Mittel.

Und es muss heute Nacht geschehen.

Dr. John Polidori, Vorsteher der Ärztezunft und zugleich der Mann, der Varney bezahlen und mich ausbilden sollte, hält jeden Dienstagmorgen Anatomievorlesungen – die nächste also in neun Stunden. Die Studenten – ausnahmslos männlich – lernen alles über den menschlichen Körper, indem sie eine Leiche sezieren. Ich will um jeden Preis dabei sein. Und deshalb werden wir die bekannteste Leiche unserer Stadt als Trumpf einsetzen. Okay, es verstößt gegen das Gesetz, einen Leichnam zu stehlen, aber Dr. Polidori hat in der Vergangenheit ebenfalls Leichen gestohlen, wenn auch weniger berühmte. Eigentlich wundert es mich, dass er noch

nicht selbst auf die Idee gekommen ist, Elsie Irving auszugraben, so ehrgeizig, wie er ist.

»Wie heißt du, Kind?« Der Fährmann mustert mich aus zusammengekniffenen Augen.

»Mina. Das habe ich Ihnen vorhin schon gesagt, als ich Sie bezahlt habe«, erinnere ich ihn.

Er spuckt noch mehr Knoblauch aus. »Da schau an. Hätte dich fast für den Jungen gehalten. Für diesen Stallburschen.«

Ich kämpfe gegen den Impuls an, die Augen zu verdrehen. Der *Stallbursche* ist Varney, der mit einem von Dr. Polidori »geborgten« Pferdewagen den Weg über die Brücke der Erlösung nimmt und vor dem Friedhofstor auf mich warten wird. Zusammen schleichen wir uns dann in die Nekropolis. Eigentlich ähneln Varney und ich uns nicht im Geringsten: Er ist gut fünfzehn Zentimeter größer als ich, mit kurzen dunklen Haaren. Einem seiner Schneidezähne fehlt eine Ecke, weil ihn mal ein Pferd mit dem Huf erwischt hat. Ich bin »drahtig«, wie meine Mutter es nennt. Mit anderen Worten: klein und flink. Den meisten Leuten fallen zuallererst meine roten Haare ins Auge – einfach, weil es so viele sind und sie mir wild gelockt ins Gesicht hängen. Darum stopfe ich sie meistens unter eine Kappe. Was in Kombination mit meinen bewährten schwarzen Flanellhosen dazu führt, dass ich häufig für einen Jungen gehalten werde.

»Ähm, wäre es vielleicht möglich, dass wir ...?« Ich gestikuliere, dass ich gern einsteigen würde. Ich werde allmählich nervös, deshalb will ich dringend los. Außerdem ist der Spaten, den ich dabei habe, ziemlich schwer.

Der Fährmann wühlt in seiner Tasche nach einer weiteren Knoblauchzehe, schiebt sie sich in den Mund wie ein Pfefferminzbonbon und winkt mich an Bord.

Ich mache einen großen Schritt vom Anleger ins Boot. Ein leichtes Zittern erfasst meine Knie, denn auf einmal – gerade als es zu spät zum Umkehren ist – frage ich mich, ob mein Plan nicht *doch* völlig absurd ist. Was, wenn wir erwischt werden? Was, wenn der Doktor uns in hohem Bogen vor die Tür setzt? Was, wenn wir tatsächlich Temstowns ersten Vampir seit über zwanzig Jahren ausbuddeln? Ich atme tief durch. Ich bin bloß aufgeregt, sage ich mir. Sobald ich Varney an meiner Seite habe, wird sich das legen.

Ich nehme gegenüber dem Fährmann Platz. Unter seinem Sitz ist eine vertraute rote Blechdose verstaubt: die Vampirdose. Jeder Haushalt in Temstown besitzt eine; unsere verstaubt auf der Küchenanrichte. Darin befinden sich Salz, Knoblauchpulver, eine Flasche Weihwasser, Silbernägel und eine Anleitung zur Vampirabwehr – als Ausrüstung für einen Notfall, den ich zum Glück noch nie erlebt habe. Trotzdem bringt der Anblick der Vampirdose des Fährmanns mein Herz kurz aus dem Takt. Die Dose erinnert mich daran, dass ich mich heute Nacht unter die Toten begeben.

»Junges Mädchen wie du, rüber auf die andere Flussseite«, knurrt der Fährmann, der offenbar die Angst in meinem Gesicht bemerkt hat. »Gefährlich ist das. Wünschte, ich hätte mich nie überreden lassen.«

In Wirklichkeit hat ihn eher die Münze überzeugt, die ich ihm vorhin zugesteckt habe, nicht irgendwelche Worte.

Die Vampirdose in meinem Blickfeld beruhigt meine Nerven nicht gerade. Ebenso wenig wie Varneys Warnung davor, was wir *vielleicht* ausgraben könnten.

»Können wir einfach los?«, flehe ich, bevor ich am Ende noch kneife.

Mit aller Kraft stößt der Fährmann sich vom Anleger ab. Wir sind unterwegs. Der Regen hat aufgehört, die Nachtluft ist kühl. Nebelschwaden driften über das Wasser und verleihen dem Fluss einen öligen dunklen Schimmer.

Ich umklammere meine Knie und versuche, an schöne, alberne Dinge zu denken. Mir fällt ein, wie schrecklich schief meine Mutter immer die traurigen Balladen singt, die sie so liebt – dabei hat das schmatzende Geräusch der Ruder im Grunde eher Ähnlichkeit mit meiner Schwester Buffy beim Löffeln von Eintopf. Hätte ich Buffy von meinem Plan erzählt, hätte sie mitkommen wollen. Sie wird kochen vor Wut, wenn sie herausfindet, wo ich war. Aber ich darf mir kein schlechtes Gewissen machen lassen: Unsere Mission ist riskant, und ich möchte nicht, dass ihr etwas zustößt. Auch unsere Mutter, Mar, habe ich nicht eingeweiht. Sie hätte das Ganze zu gefährlich gefunden und es mir verboten – und ich hasse es, Dinge hinter ihrem Rücken zu tun.

Die Strömung ist stark und der Fährmann muss kräftig rudern. Wir ziehen an einem Bestatterboot vorbei, dessen schwarze Segel schwach in der Nachtluft flattern, während es nach Süden segelt. Sonst ist niemand auf dem Wasser unterwegs. Ich taste nach dem silbernen Glücksbringer um meinen Hals. Er hat die Form eines T, für Temstown. Die

meisten Leute tragen noch immer Silberschmuck in der althergebrachten Überzeugung, dass er vor der Epidemie schützt, und mein kleiner Anhänger fühlt sich tröstlich vertraut an.

»Süßes Silber, beschütze Varney und mich heute Nacht«, flüstere ich.

Im Kopf gehe ich ein letztes Mal den Plan durch. Da es mein allererster Besuch auf der Nordseite ist, habe ich die Karte vorab auswendig gelernt. Die einzige Straße verläuft direkt an der Mauer der Nekropolis entlang, parallel zum Fluss. Es gibt ein Haupttor – bewacht, aber unverschlossen – und ein kleineres Seitentor für Angestellte, das die Totengräber nutzen. Dort treffe ich mich mit Varney, der ungefähr jetzt ankommen sollte. Gemeinsam schlüpfen wir dann hindurch, suchen das richtige Grab und fangen zu graben an. Unsere Zeit ist extrem knapp bemessen. Wenn wir nicht superflott sind, werden wir geschnappt.

Als wir uns dem gegenüberliegenden Ufer nähern, fällt die Temperatur schlagartig. Die Nordseite ist berühmt dafür, dass es hier teuflisch kalt ist – fast so, als wollte die Natur höchstselbst Besucher abschrecken.

»Kalt wie der Tod«, so hat Mar es einmal beschrieben.

Die Wolken sind inzwischen so dünn, dass der abnehmende Mond ein wenig Licht auf das Wasser werfen kann. Der Fährmann nimmt Kurs auf einen Anleger ein Stück weit flussabwärts des Friedhofstors.

»Wir stoßen gleich an«, warnt mich der Fährmann.

Ich rutsche auf meinem Platz nach vorn, bereit, aus dem

Boot zu springen. Viel zu bald taucht der hölzerne Steg aus dem eiskalten Nebel auf. Dahinter erstreckt sich das Nordufer des Flusses, so dunkel und einladend wie die Hölle. Mein Puls beginnt zu rasen. Das linke Ruder hält inne, mit dem rechten manövriert uns der Fährmann parallel zum Anleger, bis das Boot seitlich dagegen schrammt. Er ruckt mit dem Kopf, als Wink für mich, auszusteigen. Ich stehe kaum mit beiden Füßen auf dem Trockenen, da rudert er bereits wieder davon. Ich mache ihm keinen Vorwurf: Niemand hält sich hier freiwillig länger auf als nötig. Die Welt der Lebenden liegt hinter mir, auf der anderen Seite des Flusses.

Willkommen im Reich der Toten.



## 2,

Ich gehe mit zügigen Schritten los. Rechts von mir strömt der Fluss. Links von mir ragt die Friedhofsmauer auf. Sie ist doppelt so hoch, wie ich groß bin, aus finsterem grauem Stein und gekrönt von silbernen Mauerspitzen, die deutlicher *Kein Zutritt* verkünden als jedes Schild. Außerdem wirft die Mauer einen Schatten auf die Straße, der mich auf meiner Mission verbirgt. Ein Teil von mir kann noch nicht ganz glauben, dass ich wirklich hier bin, auf der berühmtesten Nordseite. Solange ich mich erinnern kann, schien sie ein Ort der Dunkelheit, um den sich Geheimnisse und Warnungen ranken. Meinem ersten Eindruck nach ist alles, was ich gehört habe, wahr – und die Gänsehaut, die mich überläuft, verstärkt dieses Gefühl noch. Obwohl die Straße vor mir verlassen ist, liegt eine sonderbare Energie in der Luft. Verstörend. Ich bin froh, dass ich gleich unseren Treffpunkt erreiche, wo Varney mittlerweile auf mich warten sollte.

Einige Schritte weiter höre ich Stimmen. Sie kommen von jenseits der Mauer, vom Friedhof. Mein Puls beschleunigt sich noch weiter.

Nachtwächter.

Drei Sprecher, dem Akzent nach aus Temstown und so klar und deutlich zu verstehen, als stünden sie direkt neben mir. Meine Schultern verspannen sich. Angeblich sind sie viel tougher als die normalen Wachleute, die tagsüber durch unsere Straßen patrouillieren und die Regeln des Zunftmeisters durchsetzen.

Ich halte den Atem an und hoffe, dass sie mich nicht gehört haben.

»Kontrollier noch mal das Haupttor, Marvin, danach gönnen wir uns ein kräftiges Tässchen«, sagt einer von ihnen. Ich ziehe eine Augenbraue hoch: Offenbar machen auch Nachtwächter Teepause.

Die Stiefel stapfen weiter, und ich wage wieder zu atmen. Stille legt sich über den Friedhof – vermeintlich. In Wirklichkeit ist da eine vielschichtige Kulisse aus leisesten Geräuschen: das Murmeln des Flusses, ein Vogel, der sich im Schlaf regt, und weiter in der Ferne ein kratzender, scharrender Laut. Man meint, es sei ein Segen, dass ich ein so unwahrscheinlich feines Gehör habe. In einer lauten Stadt wie unserer kann das allerdings echt nerven, darum habe ich gelernt, es die meiste Zeit über auszublenden. Ganz anders heute Nacht: Jedem noch so winzigen Mucks schenke ich meine volle Aufmerksamkeit.

Das Haupttor des Friedhofs taucht rascher als erwartet vor mir auf. Der Eingang – ein eindrucksvoller Bogen aus dem gleichen grauen Stein wie die Mauer – wird auf beiden Seiten von brennenden Fackeln erleuchtet. Ich blinzle gegen die

plötzliche Helligkeit an. Die Torflügel sind zu – geschlossen, aber nicht abgeschlossen. Niemals abgeschlossen. Niemand sollte je mit den Toten eingesperrt werden, so mahnen uns die Alten Überlieferungen.

Unwillkürlich wünsche ich mir, Nachtwächter wären davon ausgenommen – wenigstens für heute Nacht. Die Tatsache, dass sie *überall* sein könnten, bereitet mir Nackenschmerzen: Alle paar Schritte werfe ich einen Blick über die Schulter, die Mauer empor, übers Wasser. Gleichzeitig lausche ich auf die Räder von Varneys Wagen. Zum Glück scheinen die Wächter, die ich gerade eben gehört habe, noch nicht hier zu sein. Ich bin ihnen voraus.

Das Seitentor, an dem ich mit Varney verabredet bin, liegt gleich um die Ecke. Nachdem uns auf der Karte aufgefallen war, dass die Friedhofsmauer hier einen abrupten Knick nach links macht, haben wir diesen Treffpunkt ausgesucht, weil er vom Haupttor nicht einsehbar ist. Vermutlich aus gutem Grund: Man will die Trauernden von den ganz praktischen Erfordernissen einer vampirsicheren Bestattung abschirmen – von den Totengräbern, die silberne Sargnägel und eimerweise Weihwasser schleppen, dazu noch Mohnsamen, die sie im Anschluss an die Beerdigung verstreuen, um die Untoten zu verwirren. Für uns – mit dem auffälligen Pferdewagen – bietet der Seiteneingang somit einen gut verborgenen Treffpunkt. Außerdem wissen wir, dass Elsie Irving im westlichen Teil des Friedhofs begraben liegt, wo Temstowns Berühmtheiten ihre ewige Ruhe finden, und der Seiteneingang ist diesen Gräbern am nächsten.

Ich biege erleichtert um die Ecke und kann es kaum erwarten, endlich Varneys freundliches Gesicht zu sehen. Doch stattdessen herrscht gähnende Leere auf der Straße. Mein Herz setzt einen Schlag lang aus: Er sollte längst hier sein.

Ein bitterkalter Wind weht vom Fluss herüber. Ich drücke mich an die Mauer, warte, angespannt und zitternd und bereit, sofort mit unserem Plan loszulegen, wenn er in Sicht kommt. Auf der anderen Flusseite schlägt eine Uhr eins. Das Scharren, das ich vorhin gehört habe, als ich an den Nachtwächtern vorbeigekommen bin, ist lauter geworden. Es kommt von irgendwo hinter mir, aus der Nekropolis, und klingt, als würde Erde weggeschaufelt. Ich bete, dass dahinter nichts Schlimmeres steckt als ein Totengräber bei der Arbeit – denn jetzt, da ich hier auf der Nordseite stehe, fühlt sich Varneys Sorge wegen der Untoten deutlich berechtigter an als zuvor.

»Och, komm schon, V«, murmele ich und spähe in beide Richtungen die nach wie vor verlassene Straße hinunter.

Es ist völlig untypisch für Varney, sich zu verspäten. Deshalb bin ich wirklich beunruhigt. Alles Mögliche könnte schiefgelaufen sein. Vielleicht hat Dr. Polidori, der normalerweise ratzt wie ein Murmeltier, ihn erwischt, als er gerade aufbrechen wollte. Oder Zeus, das Pferd, hat auf einmal zu lahmen angefangen. Oder die Wachleute am Kontrollpunkt auf der Brücke haben Verdacht geschöpft, weil Varney ihnen die Papiere eines stadtbekanntem Doktors vorgelegt hat. Mit einem Mal bin ich doppelt froh, dass ich Buffy nicht mitgenommen habe. Sie hätte nämlich darauf bestanden, dass

auch der Rabe mitkommt, mit dem sie sich angefreundet hat, und das hätte den ohnehin schon riskanten Plan nur noch zusätzlich verkompliziert.

Ich warte weiter, hibbelig vor aufsteigender Panik. Den Spaten, den ich dabei habe, stütze ich neben meinen Füßen in den Boden. Ich höre eine Eule, schwappendes Wasser und meinen eigenen hämmernden Puls. Die Uhr schlägt die nächste Viertelstunde. Und dann ertönt in der Ferne – aus Richtung der Brücke der Erlösung – das Rumpeln eines herannahenden Wagens. Meine Schultern sacken vor Erleichterung nach unten: endlich. Varney!

Im selben Moment nähern sich eilige Schritte.

»Wer ist da?« Der Lichtkegel einer Laterne schwenkt auf mich zu. In ihrem Schein erkenne ich die Umrise eines behelzten, breitschultrigen Nachtwächters mit einem Schwert am Gürtel.

Alarmiert weiche ich zurück und drücke mich gegen das Tor. Es bewegt sich unter meinem Gewicht, und das Geräusch entgeht dem Nachtwächter nicht. Er hebt die Laterne.

»Hey! Du!«

Ich erstarre. Er hat mich entdeckt. Meine Hand tastet fieberhaft nach der Torklinke und ich drücke sie mit aller Kraft nach unten. Das Tor ächzt in den Angeln und schwingt auf. Ich mache einen Schritt nach hinten, doch zeitgleich hechtet der Nachtwächter nach vorn auf mich zu. Er packt so gewaltsam meinen Jackenkragen, dass er mich beinahe von den Füßen hebt.

»HAB ICH DICH!«, brüllt er.

Ich kann mich nicht rühren und die Nähte meiner Jacke platzen fast, so fest ist sein Griff. Kurz blitzt eine Vision vor meinem geistigen Auge auf: das Gefängnis von Temstown – und Mar, von Kummer zerfressen, weil ich solche Schande über sie und Buffy gebracht habe. Und von meinem Traum, Medizin zu studieren, kann ich mich sowieso verabschieden.

Doch jetzt verraten mir donnernde Hufschläge, dass Pferd und Karren sich rasch nähern. Gerade will ich Varney eine Warnung zurufen, damit er einfach weiterfährt, als der Nachtwächter sich leicht von mir abwendet, um zu sehen, wer da mitten in der Nacht noch ankommt. Dabei lockert sich sein Griff minimal.

Jetzt oder nie.

Ich ducke mich ruckartig und werfe mich herum. Ein ratschendes Geräusch ertönt, als meine Jacke reißt – und ich bin frei.

»Komm sofort zurück!«, bellt der Wachmann.

Klar doch.

Ich bin schon auf der anderen Seite des Friedhofstors und sprinte einen Pfad entlang, der durch eine Eibenhecke führt. Immer schneller, mit pumpenden Armen. Der Spaten, den ich wundersamerweise noch immer festhalte, knallt im Laufen gegen meinen Oberschenkel.

Zuerst ist der Nachtwächter dicht hinter mir.

Gut.

Wenn er mich verfolgt, dann bekommt er nichts von Varneys Ankunft mit. Ich bin mir ziemlich sicher, dass selbst ein erwachsener Wachmann es nicht schaffen wird, mich

einzuholen – was gar nicht angeberisch klingen soll. Ich bin einfach extrem schnell, sogar mit einem schweren Spaten in der Hand. Erleichtert stelle ich fest, dass der Abstand zwischen mir und meinem Verfolger wächst. Wenn es mir gelingt, im großen Bogen wieder zurück zum Seiteneingang zu laufen *und* vorher den Nachtwächter abzuschütteln, dann haben Varney und ich immer noch eine Chance, Elsie Irvings Grab zu erreichen.

Hinter der Hecke beginnt der eigentliche Friedhof. Und hier stürzt die Temperatur wirklich ins Bodenlose: Die Kälte trifft mich wie eine Backsteinmauer. Ich schnappe nach Luft, und jeder Atemzug brennt in meinen Lungen. Ich renne weiter, während der Weg immer schmaler wird und sich zwischen den eng stehenden Grabsteinen hindurchwindet, die mittlerweile überall um mich herum aufragen.

Meine Schritte werden langsamer, und ich lausche auf den Nachtwächter, höre aber stattdessen wieder dieses Scharren und Kratzen. Zwar scheint der Mann mir nicht mehr zu folgen, doch meine Erleichterung macht rasch einem Anflug von Angst Platz. Ich bin vollkommen allein, umgeben von Gräbern in jeder nur denkbaren Gestalt: Engel, Steinplatten, Obelisken, Sarkophage – allesamt in so geringem Abstand krumm und schief in den Boden gerammt, dass kaum ein Zentimeter Erde frei bleibt. Es wäre ein Leichtes, sich hier zu verirren.

Tastend suche ich unter der Jacke nach meinem Silberanhänger und drücke ihn, um mir selbst Mut zu machen. Der Gedanke hilft, dass Mar ihn extra für mich geschmiedet hat:

Sie arbeitet bei Silversing Industries, der Silberfabrik im Besitz des Zunftmeisters, wo alle silbernen Schmuckstücke und Vampirdosen für Temstown gefertigt werden.

Der Nachtwächter ist offenbar tatsächlich verschwunden – wahrscheinlich hat er sich zu seinen teetrinkenden Kollegen gesellt. Das Sinnvollste, was ich nun tun kann, ist, zum Seiteneingang zurückzulaufen, zu Varney. Ich stelle mir vor, wie er mit hochgezogenen Schultern auf dem Kutschbock sitzt, das Kinn in dem roten Schal vergraben, den Mar für ihn gestrickt hat, nachdem sie gehört hatte, dass er schon vor Jahren den Kontakt zu seiner eigenen Familie abgebrochen hat. Bis zum Tor brauche ich höchstens ein paar Minuten. Vielleicht, ganz vielleicht bleibt uns doch noch genügend Zeit für unseren Plan.

Ich lege einen Zahn zu und sprinte in die Richtung, in der der Seiteneingang sein muss. Eigentlich bin ich mir ganz sicher – aber als der Pfad nach rechts schwenkt, muss ich zu meinem Ärger feststellen, dass ich irgendwo falsch abgebogen bin.

Ich falle in Schritttempo. Jetzt habe ich die Friedhofsmauer aus dem Blick verloren, und nichts hier kommt mir auch nur vage bekannt vor. Im Nu meldet sich meine Nervosität zurück. Alles, was ich ringsherum sehe, sind Grabsteine, Kammergräber, Steinfiguren und Marmorplatten. Aber ich befinde mich auf jeden Fall noch im westlichen Teil des Friedhofs, also *kann* ich gar nicht allzu weit vom richtigen Weg abgekommen sein.


Allmählich mache ich mir auch Sorgen, wie wir später

Elsie Irvings Grabstelle finden sollen, so überfüllt, wie der Friedhof ist. Ich schaffe es unmöglich, ganz allein eine Leiche auszubuddeln und bis zum Tor zu schleppen. Dazu brauche ich Varney. In der Ferne schlägt dieselbe nervige Uhr wie vorhin zur halben Stunde und ruft mir – und vermutlich auch den Nachtwächtern – ins Gedächtnis, dass jede Teepause irgendwann zu Ende ist. Uns geht die Zeit aus.

Ich rücke energisch meine Kappe zurecht. Aufgeben kommt nicht infrage. Noch besteht eine Chance, dass Varney und ich unseren Plan durchziehen können. Als Dr. Polidori mich direkt nach dem Schulabschluss angestellt hat, hatte er dafür schließlich seine Gründe: mein scharfes Auge und meinen wachen Geist, wie er so schön gesagt hat. Inzwischen habe ich fast zwei Jahre lang für ihn Rezepte ausgetragen, Nachrichten überbracht und sonstige Dienstbotengänge erledigt in dem Versuch, ihm zu beweisen, dass ich einen Platz in seinen Anatomievorlesungen verdient habe. Und der Mann vergisst *immer noch* regelmäßig meinen Namen.

Endlich stoße ich auf einen Pfad, der mir vertraut erscheint, und nehme wieder die Beine in die Hand.

Und da werde ich geschnappt.



Der Nachtwächter hat mir hinter einem Grabstein aufgelauert. Mit Gebrüll rammt er mich von der Seite. Zwei Arme packen mich um die Mitte. Mein Spaten – das Einzige, womit ich mich verteidigen könnte – fliegt mir aus der Hand und meine Kappe wird ebenfalls zu Boden geschleudert. Der Wust von Haaren, der daruntergestopft war, fällt mir ins Gesicht, sodass ich nicht einmal einen vernünftigen Blick auf meinen Angreifer erhasche. Innerhalb von Sekunden lande ich mit einem »Uff!« unsanft auf dem Rücken.

»Schon gut!«, japse ich. »Sie haben mich erwischt!«

Doch als meine Haare zur Seite gleiten und ich endlich sehe, wer mich zu Fall gebracht hat, folgt prompt der nächste Schock. Das über mir ist nicht der Nachtwächter – sondern ein Mädchen, das seine mustergültige Attacke nun zum krönenden Abschluss bringt, indem es sich auf meinen Brustkorb setzt und mir mit den extrem knochigen Knien die Arme an den Körper nagelt.

»Du kennst die Strafe, die auf Grabräuberei steht, oder?«, zischt sie.

»Jaaa, Tod durch Erstickung, wenn es nach dir geht«, kontere ich und versuche, mich unter ihr hervorzuwinden.

Das Mädchen beugt sich dichter zu mir herunter. Es ist zu dunkel, um ihren Gesichtsausdruck zu erkennen, aber ihr Atem riecht süßlich – nach Kakao, denke ich.

»Ich würde sagen, der Spaten, den du dabei hast, beweist ganz eindeutig, dass du hier bist, um eine Leiche auszugraben«, stellt sie mit Genugtuung fest.

»Pah, als ob ich dir das verraten würde!«, gebe ich zurück. Allmählich geht mir dieses Mädchen auf den Geist. Sie ist nicht die Polizei. Sie ist keine Nachtwächterin. Und sie ist unangenehm nah dran an der Wahrheit.

»Was machst *du* denn überhaupt hier?«, drehe ich den Spieß herum.

»Ich arbeite«, antwortet sie knapp. »Manche Aufgaben erledigt man besser nachts, sagt meine Mutter. Lästig, aber so ist das eben.«

Beim Thema Mütter schneide ich unwillkürlich eine schuldbewusste Grimasse. Wenn Mar herausfindet, wo ich heute Nacht gewesen bin, werden ihre Haare garantiert auf einen Schlag grau vor Sorge.

»Würde es dir etwas ausmachen, von meiner Brust aufzustehen, damit ich atmen kann?«, versuche ich es noch einmal.

Woraufhin das Mädchen sich nur noch schwerer macht, beinahe so, als lümmelte es sich in seinem Lieblingssessel.

»Du gehst gar nirgendwohin«, versichert sie mir. »Du – kleine Miss Leichendiebin – verrätst mir jetzt erst einmal, wieso Elsie Irvings Sargdeckel zertrümmert ist.«

»Ihr Sarg?« Ich schlucke. »Aber ist der nicht –«

»Vergraben? Ha! Tu nicht so, als wüsstest du nicht, dass jemand versucht hat, ihn freizulegen«, faucht das Mädchen. »Überall ist frische Erde verstreut. Wer auch immer sich daran zu schaffen gemacht hat, wurde allerdings mittendrin gestört.«

»Was?« Sofort fällt mir wieder das Scharren ein, das ich gehört habe. Also war es kein Totengräber, sondern ein anderer Grabräuber. Jemand ist mir zuvorgekommen – uns beiden, wie es aussieht, denn ich vermute inzwischen, dass das Mädchen ebenfalls eine Grabräuberin ist. Es gibt nicht viele Gründe, sich nachts auf einem Friedhof herumzutreiben, dafür aber jede Menge anderer Doktoren, die gutes Geld für eine so berühmte Leiche lockermachen würden.

Wobei: Meine neue Bekanntschaft, die da gerade meinen Brustkorb zerquetscht, scheint nicht allzu dringend Geld zu brauchen. Sie riecht nach gutem Essen und sauberer Wäsche. An ihrer Silhouette erkenne ich, dass sie einen modischen kleinen Filzhut trägt.

»Na klar«, höhnt das Mädchen. »Tu nur ganz schockiert – ich weiß genau, was du vorhattest: Du bist mit deinem Spaten zurückgekommen, um die Sache zu Ende zu bringen!«

Ich versuche noch einmal, sie von mir hinunterzuschieben. Allmählich sehe ich Sternchen, so schlecht bekomme ich Luft.

»Wenn du nicht von mir runtergehst«, keuche ich, »dann ... dann ... beiße ich dich!«

Eine Drohung, die hier in Temstown niemand leichtfertig

ausspricht, aber aus Sauerstoffmangel werde ich langsam panisch. Und um eins klarzustellen: Ich habe noch nie jemanden gebissen – weder Mensch noch Tier, weder tot noch lebendig. Und auch keinerlei Bedürfnis, daran etwas zu ändern – meine Mum hat Buffy und mich zu Vegetarierinnen erzogen.

Außergewöhnliche Umstände erfordern allerdings nun mal außergewöhnliche Maßnahmen, und glücklicherweise tun die Worte ihre Wirkung. Das Mädchen springt von mir hinunter, nur um mich direkt im Anschluss auf die Füße zu hieven und mir den linken Arm auf den Rücken zu drehen – so schnell und mit solcher Kraft, dass ich meine Chance verpasse, zu entwischen.

»Dann wollen wir uns das Loch doch mal zusammen anschauen, kleine Miss Leichendiebin. Und anschließend machen wir uns auf die Suche nach dem nächsten Nachtwächter, damit du ihm erzählen kannst, was du hier getrieben hast – nachts, mit einem Spaten«, sagt sie.

Ich bin wütend und panisch zugleich. Varney wartet auf mich. Aber wenn ich jetzt zu fliehen versuche, reißt nicht nur meine Jacke auf, sondern mein ganzer Arm ab.

Wir gehen einige Schritte und bleiben dann in einer Lücke zwischen zwei Marmorengeln stehen, wo der Boden aufgewühlt ist. Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass hier ein Fuchs zugange war. Es riecht nach frischer Erde und Trauerblumen. Eine plötzliche, beißende Kühle lässt mich erschauern.

»Hier ist sie begraben?«, frage ich, verbessere mich aber direkt: »Oder eher, hier sollte sie begraben sein?«

Das Mädchen nickt. Während meine Augen sich noch an die Schatten gewöhnen, wappne ich mich für den Anblick eines frisch exhumierten Sargs. Doch obwohl ein Teil der Erde abgetragen ist, sieht man tatsächlich nur ein kleines Stück des Sargdeckels.

Was mir als Nächstes ins Auge springt, sind die zerrupften Lilien. Vor ein paar Tagen mit Sicherheit teure Trauerblumen, sind sie jetzt über die ganze Grabstelle verteilt, vollkommen zerpflückt und in den Boden getreten. Und das kann noch nicht lange so sein: Der grüne, herbe Duft ihrer aufgeplatzten Stängel hängt nach wie vor in der Luft. Die Erde, die jemand aus dem Loch geholt hat, liegt in unförmigen Haufen ringsum. Jemand hat sie *weggekratzt* – und es war kein Fuchs, dafür sind die Nagelspuren zu lang.

Ich bezweifle, dass hier überhaupt irgendein lebendiges Wesen am Werk war. Das Mädchen lässt meinen Arm los. Endlich begreift auch sie, was hier wirklich geschehen ist.

»Das waren keine Grabräuber«, flüstert sie und spricht damit haargenau aus, was ich denke. Ein neuer, heiserer Unterton schwingt in ihrer Stimme mit, und mir wird klar, dass sie hinter ihrer selbstsicheren Fassade fast ebenso verängstigt ist wie ich.

Ich zwinge mich, näher zu treten, steige über die zerstörten Blumen und Erdhaufen hinweg, bis ich am Rand der Grube stehe. Das Mädchen folgt mir, sodass wir Schulter an Schulter hinunter in die Erde blicken. Was ich sehe, lässt mir das Blut in den Adern gefrieren.

»*Gramvolle Geister!*«, rufe ich aus.

Der freigelegte Teil des Grabs ist nicht größer als ein Schuhkarton. Soweit ich es erkennen kann, ist das Holz des Sargdeckels gesplittert, etliche Spleiße zeigen nach oben und lassen keinen Zweifel daran, dass sich etwas aus dem Sarg *herausgekämpft* hat.

Kaltes, lähmendes Grauen erfüllt meine Brust. Nein, das waren wirklich keine Grabräuber.

Sondern ein Vampir.

»Das verstehe ich nicht!« Das Mädchen massiert sich die Schläfen, als könne es keinen klaren Gedanken fassen. »Wie konnte das bloß passieren? *Wie?*«

Ich bringe kein Wort heraus.

Sie kennt die Antwort ohnehin, denn genau wie ich hat sie in der Schule die Alten Überlieferungen durchgenommen: Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand zum Vampir wird, ist bei Menschen, die unter rätselhaften Umständen zu Tode kommen, bedeutend höher. Und der Anblick vor uns lässt keinen Zweifel daran, dass Elsie Irving exakt das widerfahren ist.

Ich schüttele den Kopf. Wie dumm von mir, dieses Risiko nicht viel ernster zu nehmen. Als Varney es erwähnt hat, bin ich davon ausgegangen, dass das unsere geringste Sorge sein würde. Aber dabei habe ich völlig ignoriert, wie überdeutlich Elsie Irvings mysteriöser, plötzlicher und allzu öffentlicher Tod dieses Schicksal geradezu herausgefordert hat. Temstowns Lieblingssängerin ist auf der Bühne des Lyceum-Theaters mitten im Lied leblos zusammengebrochen. Von ihrem Tod zu erfahren, war schockierend genug. Doch nun scheint es, dass Miss Elsie Irving tatsächlich sehr *untot* ist.

Ich atme tief durch und zwingen mich, noch einmal in die Grube zu spähen. Durch das Loch, durch das sie entkommen ist, passt kaum eine Katze – somit ist *entkommen* definitiv der richtige Ausdruck. Sie ist nicht herausgeschlüpft oder herausgekrochen, sie hat sich buchstäblich an die Oberfläche gekämpft, indem sie den Deckel ihres Sargs durchstoßen und die Erde fortgekratzt hat, unter der er begraben war. Das beweist zweierlei: dass sie ungeheuerliche Kräfte besitzt – und dass sie keine menschliche Gestalt mehr hat. Bei dieser Vorstellung wird mir schwindelig vor Angst.

»Du hast recht«, murmele ich, als mir aufgeht, dass ich die Worte des Mädchens falsch verstanden habe. »Ich hätte auch niemals gedacht, dass so etwas in Temstown *wirklich* noch einmal passieren könnte. Nicht nach derart langer Zeit.«

»Nicht, wo wir so viel unternehmen, um uns zu schützen«, ergänzt sie.

Das stimmt. Die Regeln des Zunftmeisters, die längst nicht mehr zeitgemäß wirken, sollten uns alle schützen. Was wir tragen, was wir essen, wohin wir gehen – all das wird von den Alten Überlieferungen bestimmt, mit dem Ziel, einen neuen Ausbruch von Vampirismus zu verhindern. Das Silber, der Knoblauch, der Lavendel, das Salz. In jedem Haus hängt ein Flurspiegel, damit wir uns vergewissern können, dass unsere Besucher ein Spiegelbild haben, ehe wir sie hereinbitten. Und auch wenn immer mehr Leute Zweifel daran anmelden, dass die Einhaltung der Regeln noch nötig ist, sind sie doch nach wie vor Gesetz.

Dabei befinden wir uns derzeit nicht einmal in der gefähr-

lichsten Phase des Mondzyklus, in der das Risiko für Vampirangriffe erhöht sein soll. Jeden Tag komme ich auf dem Weg zur Arbeit an einer großen Monduhr vorbei, an der Dachspitze der Käsemarkthalle – daher weiß ich, dass wir uns im letzten Viertel befinden. Aber Neumond – die Zeit, zu der Vampire am mächtigsten sind – ist erst am Freitag. Bis dahin bleiben noch mehr als drei Tage.

Nicht zum ersten Mal frage ich mich, woran Elsie Irving eigentlich gestorben ist. In der Zeitung war die Rede von einer »seltsamen Erkrankung«. Wenn unser Plan aufgegangen wäre, hätten Varney und ich morgen in Dr. Polidoris Vorlesung die Wahrheit herausgefunden. Ich hatte mir bereits ausgemalt, wie der Doktor die Sektion der Leiche als seine eigene geniale Idee präsentieren würde – und wie ich selbst in der ersten Reihe sitzen und zusammen mit den übrigen Medizinstudenten eifrig Notizen machen würde. Varney wäre ebenfalls glücklich, sein Lohn bezahlt. All das fühlt sich im Augenblick allerdings wie eine ferne Erinnerung an. Varney wartet noch immer am Seiteneingang auf mich. Ich muss ihm unbedingt erzählen, was passiert ist. Aber das Entsetzen hält mich an Ort und Stelle fest.

Neben mir steht das Mädchen, vollkommen stumm. Mir fällt auf, dass sie ebenso widerspenstige Haare hat wie ich – nur dass ihre gegen die Haarnadeln aufbegehren, mit denen sie sie unter Kontrolle zu halten versucht. Ihre Handschuhe sind aus feinem, weichem Leder, und sie hat die Hände fest unter dem Kinn gefaltet. Beinahe majestätisch sieht sie aus. Komisch, was ein geschocktes Gehirn so alles registriert.

»Elsie Irving hat den Glastonbury bekommen«, sagt das Mädchen plötzlich. »Das ist ein Premiumsarg. Extrem teuer. Reine Eiche.«

Ich mustere sie schief. »Ach ja?«

Vermutlich hat sie wie die meisten Leute in Temstown in der Zeitung gelesen, welche Mühen Drake's – das Bestattungsinstitut – auf sich genommen hat, um dafür zu sorgen, dass Elsie Irvings Begräbnis absolut vampirsicher ist: Knoblauchblumen auf einem Sarg mit Silbernägel, Weihwasser, um die Hufe der Pferde zu waschen, die den Leichenwagen zogen. Miss Elsie Irving ist in ihrem liebsten Bühnenkostüm beerdigt worden, wenn man den Berichten glauben darf, und sogar mit der roten Feder in den Haaren, die ihr Markenzeichen war. Überall wurde gerühmt, wie buchstabengetreu Drake's sich bei dem ganzen Prozedere an die Traditionen gehalten hat. Sogar der Zunftmeister höchstpersönlich hat die »vorbildlich vorschriftsmäßige, hochprofessionelle Arbeit« der Bestatter gelobt.

Doch anscheinend hat das alles die Leute lediglich in falscher Sicherheit gewiegt. Es war eine eindrucksvolle Schau, die nicht wirklich geholfen hat, uns zu schützen.

Denn sämtliche Anstrengungen hin oder her: Hier stehen wir nun. Mit einem Vampir auf freiem Fuß.